

Der kategorische Imperativ Kants, „das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns“, erscheinen in neuem Licht, wenn man beim Tod im Alter von 80 Jahren feststellen muss, dass die Wunden am Schädel noch offen waren.

Durs Grünbein, Galilei vermisßt Dantes Hölle und bleibt an den Maßen hängen,
Aufsätze 1989-1995 (Frankfurt/M. 1996)

Zur Orientierung

Von allen heute diskutierten Fragen im Rahmen des *Dialogs der Kulturen* – wie man nun zu sagen pflegt –, ist die der „muslimischen Frauen“ jene, die am häufigsten wiederkehrt, bis hin zu dem Punkt, dass sie den gesamten öffentlichen Raum bestimmt und zum Symbol des Verhältnisses zwischen der westlichen Welt und der Welt des Islams wird. Diese Frage führt besonders in heutiger Zeit zu immer neuen Kontroversen, die sowohl durch von Gewalt dominierte Medienbilder als auch durch in sich widersprüchliche Positionsbestimmungen geprägt sind.

Als Frau, die zu einer Gesellschaft mit einer muslimischen Tradition gehört, möchte ich hier zu dieser Frage Stellung nehmen. Wenn ich auf dieser „Identifikation“ bestehe, so sehe ich doch gleichzeitig die Zwiespältigkeit einer solchen Vorgehensweise, vor allem vor dem Hintergrund, dass ich zu zahlreichen Gelegenheiten, allein oder kollektiv, erklärt habe, laizistisch und freidenkerisch zu sein. Ich wähle trotzdem diese spezifische Eigendefinition, um als Teil dieses Prozesses Zugang zu den schwerwiegenden, komplexen und polemischen Auseinandersetzungen zu beanspruchen, die auf befremdliche Weise mehr und mehr die Züge eines Krieges der *Religionen* annehmen.

Mit manchmal lobenswerten Absichten, oder auch mit der Hoffnung auf die Schaffung einer Globalisierung *a minima* versucht man, die tiefreichenden Meinungsunterschiede, die den Kern dieser Kontroverse ausmachen, zu reduzieren. Sie betreffen den gesellschaftlichen Platz

der Religion, die Gedankenfreiheit, die Gewissensfreiheit, die Gleichberechtigung von Personen und ganz besonders das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Zu diesen Fragen hat man einen Dialog der Kulturen anberaumt. „Man“, das ist genauer: zunächst die Politiker*innen und ihre Begeisterung für die großen Debatten. Doch der Dialog der Kulturen hat dabei nur die sogenannten „Zivilisationen“ aufgebläht, ohne wirklich vorangekommen zu sein.

Diese Art von *Realpolitik* war immer schon typisch für die Diplomatie. Was bei dieser Sache jedoch überrascht, das ist die Haltung der Intellektuellen, der Aktivist*innen, der Linken – oftmals in Europa und ganz besonders in Frankreich. Dort hat man eine Vorliebe für solcherart Debatten. Sie neigen geradezu dazu, sich Ideen oder Bewegungen hinzugeben, denen eine Legitimierung des Anti-Feminismus gemeinsam ist, oder beim Thema Menschenrechte negativistische Reden zu führen. Die Beispiele für solche Abirrungen innerhalb der heutigen radikalen Linken sind zahlreich. Das 3. Europäische Sozialforum, das im Oktober 2004 in London stattfand, eigentlich eine Veranstaltung für die radikale Linke Europas, ist zu einer Bühne für die Islamist*innen geworden. Der islamische Feminismus (*sic!*) nahm bei den Fragen der Frauen den gesamten Platz ein. Die wenigen französischen Feministinnen, die dort präsent waren, haben es nicht gewagt, den Mund aufzumachen. Im darauf folgenden Jahr wurde für das 4. Sozialforum in Bobigny mit großem Getöse Tariq Ramadan eingeladen, der von den Einen als Anführer gemäßiger Muslime und Musliminnen anerkannt, aber von den Anderen als *sehr smarter* Islamist gesehen wird. Die Vertreterinnen der Organisation *Ni Putes Ni Soumises* [Weder Huren noch Unterworfenen] wurden zurückgedrängt und ihnen wurde das Rederecht entzogen. Uns, den algerischen Feministinnen, bei der Gelegenheit gleich dazu.

Solche Formen des Verrats am Feminismus sind nicht neu: So erklärte etwa ein Präsident der Französischen Republik, Jacques Chirac, bei einem offiziellen Staatsbesuch in einem Land des Maghreb, wo die Menschenrechte tagtäglich mit Füßen getreten und ihre Verteidiger*innen ins Gefängnis geworfen oder bedroht werden, dass das erste aller Menschenrechte das Brot sei. Und schon vor ihm, inmitten der UN-Dekade der Frau (1975–1985), behauptete die charismatische Anführerin der indigenen Bewegung Lateinamerikas, Rigoberta Menchú, vor der Internationalen Gemeinschaft, die von ihrer „Authentizität“ fasziniert war,

und die noch dazu im mehrfarbigen Kostüm auftrat, dass der Feminismus die letzte Form des Kolonialismus sei. Weitere solche Ereignisse kündeten bereits von den Abirrungen kommender kulturalistischer und differentialistischer Sichtweisen. Der Post-Kolonialismus, der von Intellektuellen entwickelt worden ist, die aus Ländern kommen, die vormals vom Britischen Empire kolonisiert waren, beinhaltet heute auch eine französische Version, die nur weiter zur Verwirrung der Gedanken beiträgt, indem sie sich auf unsere Erinnerung berufen, die uns selbst noch schmerzt. Wir finden uns gefangen in einem Mischmasch von Ressentiments, fehlgeleiteter Empörung und tatsächlichen Diskriminierungen. Die einseitigen Forderungen, die widernatürlichen Allianzen und Bündnisse zwischen den Einen und den Anderen, befeuern nur ein Chaos, wovon einzig die Islamist*innen profitieren. Ihre fundamentalistische Ideologie und ihre sexistischen Gewaltformen erwerben innerhalb dieser Lava der modernen Zeit den Anschein von *Tugenden*.

Der Respekt gegenüber dem Anderen ist keine so einfache Sache. Mannigfaltig erblühte Konzepte sind heute angetreten, um die Kultur vielfältigen Gestalten zu unterwerfen: der Interkulturalität, dem Multikulturalismus, der kulturellen „Rassenmischung“, der Transkulturalität. Die allerjüngste Form unserer tastenden Suche soll dabei nicht vergessen werden: der Post-Kolonialismus, der das Verhältnis der Ex-Kolonisierten zur Welt auf die *Kultur* und auf deren angebliche Ausdrucksformen reduziert.

Zu allen Zeiten hat sich die Frage der Präsenz von *Ausländer*innen* in Europa gestellt, aber heute stellt sie sich anders – und zwar aus mindestens zwei Gründen. Zunächst einmal haben sich in Europa Bevölkerungsgruppen aus anderen Ländern und Religionen, genauer: maghrebische und muslimische Bevölkerungsgruppen, dauerhaft und bewusst niedergelassen. Außerdem – und darin liegt der zweite Grund, der uns hier ganz besonders interessiert –, ist eine *Erkenntniswahrheit* über die religiösen Grundlagen der europäischen Identität verschwunden und hat sich ein europäisches Gewissen gebildet, das sich gegenüber der Welt öffnet und sich von den Schlacken der Imperialismen und jeder ethnozentrischen Ambition befreit hat. Die Notwendigkeit des Zusammenlebens von Bevölkerungsgruppen, deren Geschichte und Sitten völlig unterschiedlich, ja gegensätzlich sind, ist zu einem politischen und bürgerrechtlichen Zentralanliegen des europäischen Lebens

geworden. Gleichzeitig haben aber auch die aggressiv vorgetragenen Forderungen gewisser Gruppen einer religiös definierten Zugehörigkeit die Gleichgültigkeit der französischen und europäischen Gesellschaft gegenüber dem Religiösen erschüttert, so sehr, dass die Diskussion über die Religion den öffentlichen Raum besetzt hat und aus der religiösen Differenz ein Kriterium des Dazugehörens geworden ist, das von allen, Gläubigen oder Nichtgläubigen, Praktizierenden oder Nicht-Praktizierenden, Frommen oder Nicht-Frommen eingefordert wird. Die Kontroversen werden oft auf heftige Weise ausgetragen und sie legen eine wahre Verwirrung unter den europäischen Muslim*innen offen, die sich wünschen, ihre Religion im Rahmen eines modernen und republikanischen Rahmens leben zu können – eine Verwirrung aber auch unter den Europäer*innen, die ernsthaft und mit Offenheit auf die Anderen zugehen.

Erinnern wir uns daran, dass die Immigration bereits vor einem Jahrhundert umstritten war – man denke etwa an die Pogrome gegen italienische oder spanische Immigrant*innen im Süden Frankreichs. Heute ist die Immigration noch umstrittener, weil sie Bevölkerungsgruppen von außerhalb Europas betrifft. Und die Lage der Immigrierten und ihr Verhältnis zur ansässigen Bevölkerung, die sie aufnimmt, bleibt geprägt durch Diskriminierungen und Rassismus, auch wenn sich die Situation im Laufe der Jahre verändert hat – von den kollektiven Schlafhallen in den Trabantenstädten über die Mietwucherer bis zum Wohlwollen bestimmter Stadtväter; von der Ausbeutung bis zur positiven Diskriminierung, von der Einhegung auf subalterne und schmutzige Berufsbranchen bis hin zu blitzartigen und spektakulären Karrieren von Einzelnen unter ihnen.

Gegen diesen anhaltenden Rassismus, der in den Augen Einiger *unerträglich* ist, wurde eine Antwort erfunden: die Toleranz – diese schöne und noble Idee. Manche zierten sich etwas, weil sie dabei den Geruch des Weihwasserbeckens witterten, aber im Großen und Ganzen waren wir sehr zahlreich dabei, uns diese Alternative anzueignen. Die Toleranz war das Zeichen der Evolution der europäischen Gesellschaften, sie war ein Sich-Zurücknehmen im Vergleich zu den reaktionären und nationalistischen Haltungen, die unvermeidlich die Verteidigung der *nationalen Identität* begleiteten. Das ist mir ganz besonders während der Diskussionen auf einer Sommer-Universität an der *Universad*

Complutense de Madrid aufgefallen. Wir hatten uns gerade im Schatten des Escorial versammelt, jenem sittenstrengen Palast, der vom gehorsamen Sohn Karls V. von Habsburg, Philipp II., gebaut wurde, der aufgrund seiner Liebe zu Christus die letzten Nachkommen der Muslime von Andalusien, die Mauren, in eine Provinz im Norden Spaniens deportierte. „Wenn Philipp II. unter uns wäre, wäre er erstaunt und schockiert vom Interesse, das die jungen Spanier*innen heute den *moros*, den Muslim*innen entgegen bringen“, so erklärte ich den jungen spanischen Frauen, die mir zuhörten und die sich eher um den Respekt gegenüber der *Kultur* der emigrierten marokkanischen Frauen sorgten, und weniger um die Maßnahmen, um diese zu integrieren und auch ihnen die Errungenschaften der spanischen Frauen zugute kommen zu lassen. Diese Toleranz gegenüber anderen Kulturen ist spezifisch europäisch und findet sich kaum in ähnlicher Weise woanders, besonders nicht in der muslimischen Welt, wo die Fremden im besten Falle dazu gedrängt werden, unsichtbar zu bleiben und wo sie keinen Platz im öffentlichen Raum haben: Stück für Stück verschwinden dort deren religiöse Kultstätten aus der Öffentlichkeit und werden auf ein Mindestmaß reduziert; es gilt das Verbot des Essens von Schweinefleisch, der Verkauf von Alkohol wird strikt überwacht usw. Auf die Bitte von Saudi-Arabien, in Genf eine Moschee bauen zu können, haben die Schweizer*innen geantwortet, dass sie dies gern akzeptieren würden, wenn sie im Tausch in Arabien eine Kirche bauen dürften.

Diese Erfahrung der Toleranz interessiert mich umso mehr, als sie die Behandlung der Frage nach der Identität mit sich bringt – und das ist das zentrale Thema dieses Buches. Die Toleranz verdrängt den Gedanken einer *Wahrheit* in Sachen nationaler Identität. In bestimmten europäischen Ländern, zum Beispiel in Frankreich, thematisiert der Diskurs über die Nation die Probleme der Illegalen, der Migrant*innen, der Visa, der Grenzen, den Respekt gegenüber den Kulturen und nicht mehr – wie noch zu Zeiten Charles Maurras’¹ – eine subtile Vision des Selbst. Dieser neuartige Diskurs, der früher noch tabu war, wird jetzt

1 A.d.Ü.: Charles Maurras (1868-1952), prägender politischer Vertreter der französischen Rechten, Antisemit, Royalist, Konterrevolutionär und Mitbegründer der faschistischen Formation *L’Action française*.

ausschließlich von den neofaschistischen Parteien offen gewagt, oder auch von denen, die in deren Wähler*innenpotential wildern.

Aber der Teufel liegt im Detail. Der Rückgriff auf falsch verstandene Toleranz reicht nicht aus, um auf die Frage des Zusammenlebens zu antworten. Die Toleranz französischer Art ist zu einer Verkörperung des kulturellen Relativismus geworden. Genau darin liegt der Dissens mit den Feministinnen der südlichen Hemisphäre. Was bedeutet die Gleichberechtigung der Geschlechter im Meinungsspektrum der Toleranz? Um den Sinn dieser Frage richtig zu verstehen, stelle ich sie hier für das Thema der Sklaverei. Die kulturelle Differenz kann niemals eine solche Praxis rechtfertigen, wenn sie auch in den Koran eingeschrieben sein sollte oder in der kulturellen Praxis zur Gewohnheit geworden sein sollte. Doch in Frankreich, in Spanien, in Italien wird die sexistische Behandlung von Frauen *toleriert*, wenn sie von Bevölkerungsgruppen gefordert und praktiziert wird, die von außerhalb kommen.

Der große Gipfel über Formen der Diskriminierung, der im Rahmen der französischen Präsidentschaft der Europäischen Union in Paris am 5. September 2008 organisiert wurde, war in dieser Hinsicht entlarvend. Auf den Prospekten, die während der Konferenz verteilt wurden, wurde die europäische „Diversität“ durch eine verschleierte Frau repräsentiert – und die einzige Thematisierung der Diskriminierung gegenüber Frauen wurden durch einen Kurzfilm illustriert, in dem eine junge Frau, in einen koketten orangefarbenen Schleier gehüllt, vor einer Kommission des Europäischen Parlaments über ihre Sehnsucht sprach, modern sein und an der Entwicklung Europas teilnehmen zu wollen, „vorausgesetzt, dass mir mein Schleier nicht den Zutritt verbietet“. Diese junge Frau wurde als gutes Beispiel für die Zivilgesellschaft präsentiert und – über sie vermittelt – für die sogenannten „gemäßigten“ Islamist*innen, die doch demokratischer und libertärer seien als diese bornierten Feminist*innen, die überall nur Beleidigungen sähen! Ich war eingeladen, am Ende über meinen Eindruck von der gesamten Konferenz zu sprechen. Ich sagte, ich hätte Angst gehabt, überhaupt nicht mehr zu Wort zu kommen. Und an diesem Punkt wurde mir bewusst, dass ich in den aktuellen Diskussionen der politischen Landschaft mit meiner Position quasi unsichtbar bin. Schlimmer: Ich hatte gar keinen Namen mehr. Ich war unbenannt. Das, was ich gewesen war, was die Frauen meines Landes, die Frauen des Maghreb, die Frauen

der arabischen Länder gewesen waren, die für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern ohne jede Ausnahme gekämpft haben – selbst wenn sie das im Namen der Religion taten –, war aus der Bandbreite der Gesamtströmungen in der Internationalen Gemeinschaft verschwunden. Wir waren aus der politischen Landschaft wegretuschiert worden, weil wir bei der großen Feier der Versöhnung der Kulturen lästig geworden waren, zu der wir regelmäßig eingeladen werden, um politische Strategien zur Schaffung einer neuen Welt vorzustellen!

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, um von uns aus zu sprechen und zu sagen, wer wir sind. Und das ist ohne Weiteres deutlich zu machen. Wir stammen aus einer muslimischen Kultur, sind aber laizistisch, Freidenkerinnen und feministisch – eine „bizarre“ Gemengelage, die sich nicht von selbst erklärt und die sogar provokativ erscheinen kann, und nicht nur für diejenigen, für die der Glaubensabfall ein absolutes Verbot im Islam darstellt. Doch es handelt sich hier keineswegs um eine abstrakte, sterile Form der Provokation. Diese bizarre Gemengelage betrifft real zahlreiche Frauen und Männer, die in der muslimischen Kultur *leben* oder *aus ihr stammen* und in ihrem Herkunftsland oder in Europa leben. Für diese Männer und Frauen des 21. Jahrhunderts geht es darum, wie sie die Dualität muslimisch / laizistisch bzw. freidenkerisch real begreifen.

Für uns ist es wichtig, diese Frage auf globaler Ebene zu diskutieren, genauer: zwischen den Europäer*innen und uns, im Rahmen eines mittelmeerischen Raumes, den wir gemeinsam haben und der für uns beispielhafte Werte symbolisiert. Es sind die Werte, die aus der Konfrontation des griechischen Denkens und bzw. oder des laizistischen Denkens mit dem Monotheismus entstanden sind. Mehr noch als in einem Kampf der Kulturen leben wir innerhalb einer Konfrontation zwischen einer Welt, die noch immer ins Heilige getaucht ist, und einer Welt, die dem Religiösen entwachsen ist. Wenn ich nun eine laizistische Feministin, Muslimin und Freidenkerin bin, dann lebe ich exakt im Epizentrum dieser tektonischen Linie der Begegnung.